

Tradition, Klangraum und die Zukunft des Gottesdienstes

Wie kann über den Gottesdienst nachgedacht, wie kann er weiterentwickelt werden? Diese Fragen stehen gegenwärtig im Hintergrund der praktisch-theologischen Diskussion angesichts der Revision der Lese- und Predigtperikopen in den evangelischen Kirchen. Vor allem geht es um die Bedeutung der Tradition für die Liturgie und um die Relevanz ästhetischer Reflexionskategorien für die Liturgiewissenschaft. Brauchen wir – 500 Jahre nach der Reformation – den Mut zu radikalen Einschnitten und Neuansetzungen? Oder ist Arbeit am Gottesdienst immer Arbeit an der Variation und Weiterentwicklung der Tradition? **Alexander Deeg**

Es kommt nicht allzu oft vor, dass sich evangelische Pfarrerinnen und Pfarrer grundlegend zufrieden im Blick auf eine Vorgabe äußern, die ihnen kirchlicherseits entgegenkommt. Bei der zuletzt 1977/78 gründlicher, 1999 nochmals gering veränderten „Ordnung der Lese- und Predigttexte“ ist dies der Fall, wie eine empirische Studie unter Pfarrerinnen und Pfarrern, ehrenamtlich Verkündigenden und KirchenmusikerInnen aus dem Jahr 2010 zeigt. 98% binden sich immer oder oft an die Ordnung, 71% Prozent halten die Existenz einer solchen Ordnung „auf jeden Fall für sinnvoll“, 25% für „eher sinnvoll“ (vgl. *Pickel/Ratzmann*). Die grundlegende Entscheidung der evangelischen Kirchen in Deutschland vor etwa 50 Jahren, auch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts an der traditionellen Leseordnung festzuhalten und diese weiterzuentwickeln, hat sich augenscheinlich bewährt. Dabei war der Druck, der durch die katholische Kirche und die dort vorgenommene Veränderung der Leseordnung nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil ausgelöst wurde,

nicht gering. Weltweit schwenkten viele evangelische Kirchen auf eine Neuordnung in Anlehnung an den „Ordo Lectionum Missae“ ein – obwohl schon früh innerhalb der katholischen Kirche Bedenken geäußert und Veränderungsvorschläge vorgelegt wurden (etwa zur Auswahl der alttestamentlichen Texte oder zu den nicht-konsonanten Epistellesungen). Die deutschsprachigen lutherischen und unierten Kirchen beschlossen demgegenüber, das Modell weiterzuentwickeln, das sich seit dem frühen Mittelalter entwickelt hat, von Luther beibehalten wurde und sich in einer komplexen Geschichte mit zahlreichen Veränderungen

Alexander Deeg

geb. 1972, Dr. theol. habil., seit 2011 Lehrstuhlinhaber für Praktische Theologie an der Universität Leipzig und Leiter des Liturgiewissenschaftlichen Instituts der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche in Deutschland; ehem. Vorsitzender der Arbeitsgruppe, die den Revisionsentwurf für die erneuerte Perikopenordnung erarbeitet hat.

und vor allem Erweiterungen bis heute erhalten hat.

Wie gesagt: Predigende halten sich mehrheitlich gerne daran, lassen sich von den Texten anregen, sehen die Chance, dass sie so nicht nur Lieblingstexte predigen, sondern gerade unbekanntere Texte anregendes Potential entfalten. Wenn in der empirischen Studie überhaupt Veränderungsbedarf signalisiert wurde, dann vor allem dahingehend, dass mehr Altes Testament in den Lese- und Predigtperikopen gewünscht wurde und die Vielzahl der Episteltex-te als problematisch markiert wurde. Die Ergebnisse der empirischen Studie trafen sich so mit Revisionsanliegen, die in Kirche und Theologie schon länger ventiliert wurden – etwa aus dem Bereich des christlich-jüdischen Dialogs oder der feministischen Theologie.

Damit war die Basis für eine Revisionsbemühung gelegt, bei der es um eine Weiterarbeit an der Tradition und an den durch sie übermittelten liturgisch-biblischen Klangräumen gehen musste. Diese beiden Aspekte betrachte ich im Folgenden näher – und nehme dabei auf die Kritik Christian Grethleins Bezug, die dieser bereits 2013 in einer Streitschrift veröffentlicht und nun für diese Zeitschrift nochmals zugespitzt hat.

Auf einen Kritikpunkt Grethleins will ich freilich gleich an dieser Stelle eingehen. Er weist die von mir zitierte empirische Studie als rein „binnenkirchliche“ Selbstvergewisserung rundum zurück. Diese Kritik offenbart m.E. ein eigentümliches Misstrauen in das Selbstverständnis und die Praxis von Predigenden. Diesen wird unterstellt, dass sie vor allem egoistisch um sich selbst kreisende, binnenkirchlich verengte Individuen wären, die die Gemeinden und die Menschen in deren Umfeld

nicht wahrnehmen würden. Dieses Misstrauen in die Verkündigenden teile ich ausdrücklich nicht!

WEITERARBEIT AN DER TRADITION ALS WEG ZUM NEUEN

Eigentlich könnte man denken, dass der Furor der 1968er längst ad acta gelegt wäre. Damals wurde „Tradition“ nur als Ballast gesehen, den man möglichst dringlich abwerfen müsse, um sich von der damit verbundenen Autorität zu befreien. Freilich ist auch die Gegenbewegung hoch problematisch: die Huldigung der Tradition, wie sie gesellschaftlich und vor allem kirchlich gegenwärtig durchaus begegnet. Genau deshalb scheint mir der von Klaus Rasch-zok geprägte Begriff der „Traditionskontinuität“ im Blick auf den Gottesdienst als überaus hilfreich. Einerseits ist damit klar, dass nicht wir diejenigen sind, die ganz von vorne beginnen und den Gottesdienst neu erfinden. Er ist ja da! Freilich sagt der Begriff zugleich, dass Wandel und Veränderung notwendig sind. Einfach denselben Gottesdienst immer weiter zu feiern, würde nicht bedeuten, Tradition zu pflegen, sondern der Musealisierung entgegenzuarbeiten. Es geht um Weiterarbeit, keinesfalls um das unbedingte Festhalten des traditionell vermeintlich „Gegebenen“ (was das genau wäre, ist ja ebenfalls immer nur als ein Konstrukt aus der jeweiligen Gegenwart heraus zu beschreiben). In der evangelischen Kirche scheint mir das Misstrauen gegenüber der Tradition besonders groß. Und auch dies hat einen guten Grund: Kirche ist nicht der Verein zur Pflege einer bestimmten Tradition, sondern die Gemeinschaft derer, die das, was sie im Herzen

bewegt, weitergeben in Wort und Tat. Dazu braucht es immer neue Formen und unermüdlige Kreativität, damit Kirche nicht schon kommunikativ in einem bestimmten ästhetisch-kulturellen Ghetto erstarrt. Aber das heißt nicht, dass deshalb einfach ein Schnitt gesetzt werden könnte (auch Luther stellte sich in die Tradition und veränderte den Gottesdienst nur soweit theologisch nötig!).

Im Beispiel: die Weiterarbeit an der Tradition beenden zu wollen, wäre etwa so, als würde der Thomanerchor in Leipzig beschließen, anstelle von Bach (mit seinen „unverständlichen“ Texten und seiner für die heutigen Hörgewohnheiten junger Menschen vorsichtig gesagt ungewöhnlichen musikalischen Ästhetik) nur noch Neues Geistliches Lied, Gospel oder Werke der Pop-Musik zu interpretieren. Das wird er nicht tun, aber nicht weil Neues Geistliches Lied oder Gospel oder Pop-Musik schlecht oder problematisch wären. Aber dasselbe gilt auch umgekehrt: auch Bach ist nicht plötzlich ein Problem, weil es das Neue Geistliche Lied gibt, sondern – wie etwa die Besucherzahlen der Passionsaufführungen zeigen – ein zunehmend attraktives Angebot, das alle Wertschätzung und Pflege lohnt.

Es wäre schön, wenn die Kritiker des Traditionskontinuierlichen gelegentlich etwas bescheidener in ihrer Forderung nach „Neuem“ auftreten würden. Die Schriftstellerin Sibylle Lewitscharoff meint: „Es ist sogar so, daß wirklich Neues niemals einfach nur aus Neuem heraus entsteht, das ist sogar menschenunmöglich, sondern aus anders aufgefaßten, anders belebten älteren Denk- und Beobachtungsmustern“ (177). Denn: „Wir gegenwärtigen Leute sind in unserem Denken und Auffassen viel zu gleichgeschaltet, einander viel zu ähnlich, als daß al-

lein daraus etwas Überraschendes zustande gebracht werden könnte“ (178). Und: „Ich bin überzeugt davon, wer den Wunsch hegt, seriös zu schreiben, und sich nicht mit Leidenschaft, ja mit Haut und Haaren, der Tradition ausliefert, der steht als ein ziemlich armes Würstchen da, dem Affentheater des Zeitgeschmacks völlig ausgeliefert“ (182).

So scharf wie Lewitscharoff muss man das nicht formulieren. Aber es spricht schon Bände, dass die Alternative zu einer Weiterarbeit an Bewährtem darin liegen soll, den Gottesdienst insgesamt ausschließlich als gemeindepädagogische Veranstaltung zu sehen (so Grethlein) und einem verengten Paradigma des Verstehens zu unterwerfen.

KLANGRÄUME UND GOTTESDIENST

Der Begriff des „Klangraums“ begegnet in der evangelischen Theologie und besonders in der Liturgiewissenschaft seit einigen Jahren. So hat etwa David Plüss in seiner Untersuchung zum Gottesdienst von „liturgischen Klangräumen“ gesprochen (Plüss, 207–224), wobei er die „akustische[n] Sachverhalte“ (207), die den Gottesdienst prägen, im Blick hat.

In der Wahrnehmung von Lese- und Predigtperikopen wurden räumliche Metaphern schon länger genutzt, um die Sonn- und Feiertage im Kirchenjahr in ihrem Miteinander aus biblischen Texten (Psalm, biblische Lesungen, Predigttext, seit Mitte des 20. Jahrhunderts auch Wochensprüche) und Liedern (vor allem das Wochenlied) zu beschreiben. So spricht etwa Martin Nicol von einem „Spannungsteppich eines Sonntags“, Wilfried Engemann von einem „Meditations- und Reflexionsrahmen“, und

Karl-Heinrich Bieritz nennt das gesamte Perikopensystem ein „Haus in der Zeit“ (vgl. Metzner, 157). Und auch musikalische Metaphern begegnen schon seit geraumer Zeit in der Diskussion; so spricht Hans Asmussen 1936 von Melodie und Kontrapunkt als Konstruktionsprinzip eines Propriums im Kirchenjahr (14); und Theodor Knolle sowie Wilhelm Stählin nutzen das Bild des Akkords aus verschiedenen Tönen für den Gottesdienst (43f.).

Mit dem Begriff „Klangraum“ liegt ein ästhetischer Begriff vor, der auf die Arbeit an den Perikopen übertragen wurde und sich dort als überaus hilfreich erwiesen hat. Zunächst ist der Begriff Klangraum deskriptiv. Es geht darum zu beschreiben, was da ist. Und dabei nicht bei den Texten stehenzubleiben, sondern wahrzunehmen, dass und inwiefern diese vielfältig Klanggestalten aus sich heraussetzen. Ein Text kann gelesen werden. Dies kann aber (wenn sich liturgische Kreativität einmal damit beschäftigt) z.B. auch als vielschichtige musikalisch-stimmliche Inszenierung im Kirchenraum geschehen. (Warum z.B. Konfirmandinnen und Konfirmanden solche Textinszenierungen nicht überaus „spannend“ finden sollen, leuchtet mir aufgrund eigener Erfahrungen keineswegs ein). Ein biblischer Text – wie etwa die Psalmen – kann gesungen werden oder im Wechsel gesprochen. Die Wochenlieder geben ihre eigenen Töne dazu, so dass die Vorgaben einer Perikopenordnung für jeden Sonn- und Feiertag einen Klangraum konturieren, der sich in jeder Gemeinde aufgrund des Raumes und der Menschen, die agieren, und aufgrund der Art der Inszenierung nochmals unterschiedlich realisiert. Gleichzeitig vermeidet der Begriff Klangraum die – leider typisch evangelische – Reduktion auf die Wahrnehmung von *Texten*, mit der

häufig ein überaus reduktives Verständnis von „Verstehen“ einhergeht. In der Tat: den Text einer akademischen Vorlesung will ich ebenso „verstehen“ wie die Gebrauchsanweisung für ein neues Smartphone. Und ich ärgere mich zu recht, wenn ich das nicht tue! Ein Lied von Paul Gerhardt oder Fritz Baltruweit „verstehe“ ich nicht wie eine Gebrauchsanweisung.

SINN UND GESCHMACK FÜR WORTE UND BILDER

Biblische Worte im Gottesdienst liegen m.E. zwischen diesen beiden Paradigmen des Verstehens. Als Lesung vorgetragen oder als Psalm gebetet, heißt „Verstehen“ etwas anderes als im Kontext der Predigt. Ich würde nicht unbedingt so weit gehen, wie Karl-Heinrich Bieritz, der biblische Worte einmal „Schöpfungsworte“ nannte und meinte, es seien Worte, durch deren Lesung nicht dieses oder jenes erreicht werden solle, sondern bei denen es schlicht darum gehe, „dass überhaupt gelesen wird – auf dass das *göttliche Wort* niemals verstumme in dieser Welt“. Lesen wäre dann „ein Tun, das sich vor nichts und niemandem zu rechtfertigen braucht, sondern sich – wie das Leben auch – von selbst versteht. Ein Tun, mit dem die Kirche das *Wort* ehrt, dem sie sich selbst verdankt“ (Bieritz, 16f.).

Wie gesagt: so weit muss man nicht gehen. Dennoch aber zeigt Bieritz, dass ein allzu enges Verständnis von „Verstehen“ den Reichtum biblischer Texte ebenso verringert wie es umgekehrt droht, den Gottesdienst in eine penetrante pädagogische Maschinerie zu verwandeln und die Liturgie in eine einzige große Predigt aufzulösen.

Es ist verwunderlich, wie eng der Begriff des „Verstehens“ im Blick auf die Bibel teilweise gefasst wird. Luther war da bescheidener und erkannte am Ende seines Lebens, nur der möge sagen, er habe die Bibel ausreichend geschmeckt, der „hundert Jahre mit Propheten wie Elia und Elisa, Johannes de[m] Täufer, Christus und den Aposteln die Gemeinden regiert. Versuche nicht diese göttliche Aeneis, sondern neige dich tief anbetend vor ihren Spuren! Wir sind Bettler, das ist wahr“ (WA 48,241). Gott sei Dank sind biblische Texte größer und weiter, als es ein enggefasster und durch empirische Abfragen erhebbarer Verstehensbegriff suggeriert. Und es könnte eine interessante gemeindepädagogische Aufgabe sein, mit Konfirmandinnen und Konfirmanden einen „Sinn und Geschmack“ für die Worte, Bilder und Geschichten der Bibel jenseits allzu eng gefasster Muster des Verstehens oder Nutzens zu entwickeln (Ansätze dazu liegen in der Bibeldidaktik durchaus vor).

Im Klangraum eines Sonn- oder Feiertags interagieren die verschiedenen Texte, die das Proprium bilden. Dabei sind bibeltheologische und hermeneutische, systematisch-theologische und selbstverständlich auch praktisch-theologische (auch empirische!) Argumente ins Spiel zu bringen und gegeneinander abzuwägen. Es wäre merkwürdig, diese vielfältigen Argumentationsebenen sämtlich zu sistieren und stattdessen rein „empirisch“ zu erfragen, welche Texte (von wem eigentlich?) noch „verstanden“ (wie eigentlich?) werden und sie dann aufzunehmen oder nicht.

Für die Weiterarbeit am (nicht nur evangelischen) Gottesdienst scheint mir der Begriff des „Klangraums“ übrigens über die aktuelle Perikopenrevision hinaus geeignet. Er macht Ernst

damit, dass Gottesdienst weit mehr ist als nur eine durch Strukturen und Texte zu beschreibende Anordnung. Er macht aufmerksam auf das Erleben von Menschen, die Gottesdienste besuchen. Er regt zum munteren Spiel vielfältiger Variationen des traditionellen Themas an. Und er ermöglicht es, ästhetische und theologische Reflexionskategorien miteinander zu verbinden.

DIE VIELFALT EVANGELISCHER GOTTESDIENSTE ALS RAUM FÜR UNTERSCHIEDLICHE AKZENTSETZUNGEN

Die ersten Rückmeldungen auf den Vorschlag zur Perikopenrevision zeigen eine weitgehende Zustimmung zu den grundlegenden Entscheidungen. Gerade die „neuen“ Texte aus dem Alten Testament werden vielfach als überaus bereichernd wahrgenommen, da es ihnen augenscheinlich gelingt, auch Fragen und Themen anklingen zu lassen, die bislang zu wenig vorkamen. Gleichzeitig wurden im Revisionsvorschlag Texte zu sogenannten „Themenfeldern“ zusammengestellt, auf die zurückgegriffen werden kann, wenn eine bestimmte Fragestellung in besonderer Weise ansteht. Besonders erfreulich scheint mir, dass durch die Perikopenrevision in vielen Gemeinden die Frage nach der Bibel, ihrer Lesung und der Predigt wieder auf die Tagesordnung gerückt ist. Die Angriffe des Kollegen Christian Grethlein entbehren nicht der Polemik, wahrscheinlich gilt das auch für manche Teile dieses Beitrags. Ich will versöhnlich enden. Angesichts der Tatsache, dass sich in den evangelischen Kirchen längst ein vielfältiges liturgisches Leben entwickelt hat, zu dem der früher in problemati-

scher Normierung „Hauptgottesdienst“ genannte Gottesdienst am Sonntagmorgen als *ein* Gottesdienst unter anderen gehört, erscheint mir das Problem, das Grethlein traktiert, faktisch nicht gegeben. Es gibt sie ja, die Gottesdienste, in denen nach „Themen“ gefahndet wird, die gegenwärtig „dran“ sind, und biblische Texte entsprechend gelesen und gepredigt werden. Und es gibt eben auch die anderen, in denen biblische Worte, Bilder und Geschichten,

die das Proprium eines Sonn- oder Feiertags teilweise schon seit Jahrhunderten prägen, gelesen und ausgelegt werden. Für diese wurde die Perikopenordnung revidiert, dazu die Tradition aufgenommen, hinterfragt und verändert und mit dem Begriff des „Klangraums“ ein ästhetisch-theologischer Begriff etabliert, der sich für die künftige liturgische Arbeit als wegweisend erweisen könnte. ■

LITERATUR

Der 2014 vorgelegte „Entwurf zur Erprobung“ ist unter www.perikopenrevision.de als pdf-Datei abrufbar.

Eine erste Zusammenstellung von Diskussionsbeiträgen zu dem Entwurf findet sich in: Liturgie und Kirche, H. 2 (2015); darin u.a. der unten angegebene Beitrag von Kathrin Oxen.

Asmussen, Hans, Das Kirchenjahr, München 1936.

Bieritz, Karl-Heinrich, Auf dass die Stimme Gottes nicht verstumme... Perikopenordnungen in postmoderner Zeit, in: Perikopenordnung in der Diskussion, GAGF 18 (2004), H. 2, 4–25.

Deeg, Alexander, Zur Revision der Perikopenordnung. Ein Zwischenbericht, in: DtPfrBl 113 (2013) 202f.

Deeg, Alexander, Faktische Kanones und der Kanon der Kirche. Überlegungen angesichts der Diskussionen um die Rolle der Bibel in der evangelischen Kirche, um die Kanonizität des Alten Testaments und die Revision der Lese- und Predigtperikopen, in: PTh 104 (2015) 269–284.

Grethlein, Christian, Was gilt in der Kirche? Perikopenrevision als Beitrag zur Kirchenreform (= ThLZ.F 27), Leipzig 2013.

Grethlein, Christian, Mut zu größerer Flexibilität. Die aktuelle Perikopenrevision und viele offene Fragen, in: DtPfrBl 2/2014.

Knolle, Theodor / Stählin, Wilhelm, Das Kirchenjahr. Eine Denkschrift über die Kirchliche Ordnung des Jahres, Kassel 1934.

Lewitscharoff, Sibylle, Vom Guten, Wahren und Schönen, Frankfurter und Zürcher Poetikvorlesungen, Berlin 2014.

Metzner, Gabriele, Der Textraum eines Sonntags, in: Meyer, Peter / Oxen, Kathrin, Predigen lehren. Methoden für die homiletische Aus- und Weiterbildung (= Kirche im Aufbruch 17), Leipzig 2015, 157–161.

Oxen, Kathrin, Dem Wort trauen. Eine Zwischenbilanz zur Erprobung der gottesdienstlichen Lesungen und Predigttexte, in: Liturgie und Kultur (2015) H. 2, 6–10.

Pickel, Gert / Ratzmann, Wolfgang, Gesagt wird – eine empirische Studie zur Rezeption der gottesdienstlichen Lesungen, in: Kirchenamt der EKD/Amt der UEK/Amt der VELKD (Hg.), Auf dem Weg zur Perikopenrevision. Dokumentation einer wissenschaftlichen Fachtagung, Hannover 2010, 95–109.

Plüss, David, Gottesdienst als Textinszenierung. Perspektiven einer performativen Ästhetik des Gottesdienstes (= Christentum und Kultur 7), Zürich 2007.

Raschok, Klaus, Traditionskontinuierlicher Gottesdienst, in: ders., Traditionskontinuität und Erneuerung. Praktisch-theologische Einsichten zu Kirchenraum und Gottesdienst, Leipzig 2014, 11–42.